

### Quaffi.

#### Ein demütiges Regentleben.

erschaffen von W. Weichman.

Im Jahre 1710 ankerte vor der afrikanischen Westküste von Guinea ein Schiff, das die französische Flotte führte und für den Seeräubigen ein Räthsel in seiner Bucht bot. Es sah halb aus wie ein Kriegsschiff und halb wie ein Kaufahrtschiff, und während seine Ladung und Raumbereitstellung auf ein Schiff zum Waarentransport hinwies, zeigten wiederum die drohenden Kanonenschüsse, daß das Schiff auch im Stande war, sich zu verteidigen und wohl auch anzugreifen.

Die Besahner der Küste waren beim Anblick des Schiffes entsetzt gestanden. Sie wußten nur zu wohl, welchen Zweck das Erscheinen desselben hatte. Es war ein Sklavenschiff, das gekommen war, von den Häuptlingen des Landes gegen Pulver, Branntwein, Glasperlen und andere Kaufartikel lebende Menschenwaare einzukaufen.

Der Capitän des Sklavenschiffes machte der Reihe nach den kleinen Häuptlingen an der Küste seine Befehle, gab ihnen Geschenke und bot ihnen eine recht vortheilhafte Menge von Branntwein, Pulver und glänzenden Metallwaaren an, wenn sie ihm innerhalb einer gewissen Frist so und so viel Sklaven und Sklavinnen beschaffen wollten. Diese kleinen Despoten, die mit der unumschränkten Tyrannei noch heute an einem großen Theile der Westküste Afrikas im Cap des grünen Vorgebirges an bis zum Cap Rio herrschen, hatten schon seit Monaten auf das Eintreffen eines neuen Sklavenschiffes gewartet und ihre Maßregeln getroffen. In den nächsten Nächten wurden die unglücklichen Untertanen von ihren eigenen Häuptlingen und deren Kriegern überfallen, wer sich widersetzte, wurde übergemacht. Innerhalb einer Woche hatten diese halb- und blutigen Tyrannen nicht weniger als zweitausend Neger geblüht und fünfshundert lebend an den Capitän überliefert.

Dieser feilschte und verkaufte mit Keuschheit und nahm nur junge und kräftige Männer und Frauen. Letztere aber nur ohne Kinder, weil solche an Bord zu viel Unannehmlichkeiten verursachen würden. Wollte sich jedoch eine Negerin nicht ohne Weiteres von ihrem Kinde trennen, so wurde dasselbe kurzer Hand über Bord geworfen, wo es zum Verberben für die Haijagd wurde, die das Schiff stets umgab, weil sie wohl wissen mochten, daß für sie mancher Ahnen über Bord fiel.

Der Capitän hatte seine Ladung von Menschenwaare beinahe beisammen und gedachte am nächsten Morgen abzufahren. Den Abend verbrachte er bei einem der Negershäuptlinge, von dem er noch einige vortheilhafte Sklaven zu erwerben gedachte, die dieser jedoch nicht so ohne Weiteres herzugeben geneigt war. Der Capitän rebete durch den Dolmetscher und, soweit er der Neger Sprache mächtig war, selbst auf die Hauptlinge ein und nöthigte ihn immer wieder zum Branntweintrinken.

Blötzlich trat aus dem Kreise der Neger, die das Lagerfeuer umgaben, an welchem der Capitän und der Häuptling saßen, ein junger, herkulisch gebauter Neger und sprach heftig zu dem Hauptlinge.

„Wer ist dieser Wurdige?“ fragte der Capitän.

„Es ist Quaffi, der Sohn des großen Geistesbeschwörers und Zaubers, der im vorigen Jahre gestorben ist. Er ist der Nachfolger seines Vaters und gilt viel bei unseren Stammes.“

Quaffi nahm sich der jugendliche Zauberer die Freiheit heraus, dem Häuptlinge Vorwürfe zu machen, und für gewöhnlich wurde er das auch, gestützt auf die eigenartige Stellung, die er bei dem Stamme einnahm. Jetzt aber hatte der Branntwein den Häuptling in seinen Verstand gebracht. Er erhob sich und verurtheilte laute nach dem jungen Mann zu schlagen, der mit einem Zornesblick einen Schritt zurücktrat, da er sich nicht denken konnte, daß der Häuptling es wagen würde, gegen ihn, den gefürchteten Zauberer, die Hand zu erheben. Aber auch der französische Sklavenshändler, der bei der praktischen Gehalt des Negers mit Keuschheit gemunkelt hatte, wendete sich jetzt heftig an den Häuptling, indem er diesen fragte, ob er denn unter der Vorherrschaft dieses jungen Wurdigen habe und ob dieser ihm etwas zu sagen habe.

Der bekannte Häuptling wurde immer zorniger, und als Quaffi zu antworten sich erlaubte, genüßten einige weitere aufschreiende Reden des französischen Sklavenshändlers, um den Häuptling zu veranlassen, sich in seiner höchsten Autorität zu zeigen.

„Nimm diese Unverschämten mit Dir!“ sagte er denn zu dem Capitän, „und gib mir dafür, was Dir gut dünkt.“

Der Capitän schloß verärgert und gab seinen Matrosen ein Zeichen. Wenige Minuten später war Quaffi trotz seiner Körperkraft überwältigt und wurde nach einem Stoße gefesselt, das ihn an Bord des Sklavenschiffes bringen sollte. Alle anderen anwesenden Neger waren außer sich über das Vorgehen ihres Oberhauptes; ein Geistesbeschwörer gestand nämlich für eine heilige Person, deren Anordnung sich selbst jeder Tyrann nicht, und hier hatte es der Tyrann getraut, diesen mächtigen Zauberer als Sklaven zu verkaufen. Die vornehmlichen Krieger machten dem Häuptlinge Vorwürfe, erwiderte aber dadurch nur den Zweck, daß dieser zu Schleudern sei, h. gegen geringe Quantitäten Branntwein, noch andere Unterthanen an den Capitän verkaufte. Dieser benutzte den Zustand des Häuptlings und ließ die neuen Sklaven sofort an Bord schaffen.

Als der nächste Morgen heringebrochen war, hatte der französische Sklavenshändler seine Ladung voll und wollte eben den Befehl zum Aufbinden des Mastes geben, als der erwählte Häuptling voller Angst an Bord kam und ihn

heftig bat, Quaffi, den Geistesbeschwörer doch wieder freizugeben. Nachdem er höchsten geworden war, hatte der Negerfürst doch eingesehen, daß er einen großen Fehler begangen hatte, der ihm bei seinem Stamme nicht nur den Thron, sondern auch das Leben kosten konnte. Sein ganzes Volk bestand sich wegen der an Quaffi begangenen Unbill in vollem Aufruhr. Aber vergebens verurtheilte er den unumschränkten Tyrannen, der sich an der Angst des erwählten Negers weidete, zu erweichen, vergeblich bot er ihm zwei, drei, vier und schließlich noch mehrere andere Sklaven, erst bei dem Angebot von zehn Sklaven ließ dieser sich herbei, auf die Auswechslung einzugehen. Der Häuptling beorderte sofort vom Lande her zehn seiner Privatknechte an Bord. Kaum waren dieselben jedoch auf dem Verdeck, als der Capitän die Anker lichten und die Segel besetzen ließ.

Der erstaunte Negerhäuptling wandte sich an den Sklavenshändler und fragte entsetzt: „Was bedeutet das? Warum fährst Du ab? Laß mich an's Land und gib Quaffi frei!“

„Quaffi ist ein Narr wäre!“ entgegnete der Sklavenshändler. „Nun habe ich meine Ladung voll, und Du, Wurdige, willst mir Dein Quaffi, ihr sollt mir das halbe Geld einbringen, wie jeder Andere Deiner Untertanen, die Du Schiff an mich verhandelt hast!“

„Mit der Treulosigkeit, welche jenen nichtswürdigen Sklavenshändler auszeichnet, bemächtigte sich der Capitän nun auch des Negerhäuptlings, ließ ihn in Fesseln schlagen und zu den anderen Gefangenen im unteren Raum des Schiffes schleppen. Hier lag nun der Tyrann, selbst ein wehrloses Opfer, die er im Grunde und aus Habgier verkauft hatte.“

„In drei Verdecken übereinander lagen auf dem Boden dicht nebeneinander, stets zu zwei und zweien mit Händen und Füßeln aneinander gefesselt, die unglücklichen Männer und Weiber durch einander in einem Raum, der so niedrig war, daß er ihnen kaum das Sitzen gestattete. Um eine solche Fahrt möglichst gemüthlich zu machen, pilzten die Sklavenshändler ohne jede Rücksicht auf die Menschlichkeit, ja selbst auf die Gesundheit ihrer lebenden Waare die Gefangenen so zusammenzuwerfen, daß jeder nur gerade soviel Raum bekam, um liegen zu können. Unter der Tropensonne herrschte natürlich in diesen dunklen, niedrigen Verdecken, in welche nur durch die Schiffsluken etwas Licht und Luft kam, eine furchterliche Atmosphäre.“

Nun hörte das Heulen und Wimmern der unglücklichen, welche mit Gewalt aus ihrem Vaterlande davon geführt wurden, die nach Vater und Mutter, nach Weib und Kindern schrien; man hörte die Verwünschungen der armen Schwarzen, die von ihren Vätern den Tod erbaten, um nicht lebend in jene furchtbare Sklaverei zu kommen, die sie sich mit allen Schrecken in ihrer Phantasie ausmalten. Einzelne Verwundete, welche sich bei der Gefangenennahme verberbt hatten, lagen im Wundfieber und schrien in ihren Delirien. — Aber nach vierundzwanzig Stunden sollte die Lage der Schwarzen noch viel schrecklicher werden!

Es kam ein Sturm, und die See ging so hoch, daß die Laten des Schiffes geschlossen werden mußten. Nun kam an die Verdecke, in denen die unglücklichen Sklaven zusammengepackt waren, kein Licht mehr, kaum noch etwas Luft. Das Schiff schaukelte und stampfte und in der furchterlichsten Weise brach die See an den Seiten unter den zusammengepackten Menschen aus, die alle in Folge des Geruches der durch die Krankheit erzeugten Ausleerungen fast erstickten.

Quaffi war durch eine bestialisches Wuth des Capitäns mit dem unglücklichen Fürsten und Häuptling, der ihn verkauft hatte, zusammengeworfen worden, und lag gleich seinen anderen Gefangenen verstreut im Mitteldeck des Schiffes, in dem jetzt, während der Sturm das Schiff auf den Wellen umherwarf, die einzelnen Mitglieder des Volks und Schrecken der offenen Wahnsinn ausbrach. Quaffi nahm nicht in das Gekröse der Verdecken ein, er hoffte vielmehr auf den Tod, sei es durch Erstickung, sei es durch den Untergang des Schiffes. Ihm dachte am meisten vor der Sklaverei, und sein Sinn war einzig und allein darauf gerichtet, sich befreien um jeden Preis zu entziehen. Er achtete auch nicht auf das Gemurmel der unglücklichen, der ihn so schände verrathen und verkauft hatte.

Der Negerfürst war seiner Sinne nicht mehr mächtig; auch bei ihm brach der Wahnsinn der Verzweiflung aus, wie dies unter am meisten hergergerien durch den Schreck über seine Gefangenennahme und die furchtbare Kränkung, die ihm durch die Treulosigkeit des Sklavenshändlers angethan worden war.

Zwei furchterliche Tage gingen im Sturm vorüber, dann beruhigte sich das Meer, und die Gefangenen wurden mit Gewalt aus den unteren Räumen auf das obere Verdeck hinausgeführt, um sich hier zu reinigen und etwas frische Luft zu schöpfen. Die beiden Sturmsnächte hatten indeß von den fünfshundert Sklaven vierzig das Leben gekostet, unter denen die Weibchen an Wahnsinnsanfällen, die in tödtliche Krämpfe übergingen, zu Grunde gegangen waren. Wohl abgenommen die unglücklichen, die aus dem entsetzlichen Gestank der unteren Räume herauskamen, auf dem Verdeck mit Entsetzen die frische Luft der See; als sie aber rund um sich nichts als Wasser sahen, als, so weit auch ihr Auge umherschaufte, am Horizont keine Spur mehr von der beheimathlichen Küste zu erblicken war, da brach das Gemurmel und das Wehklagen aufs Neue los. Ob die Matrosen es verhindern konnten, waren fünf Paare zusammengeworfener Neger über Bord geprügelt und ihrem Willen gemäß ertrunken, bevor man noch Vertheilung zu ihrer Rettung machen konnte. So war der Capitän wieder um zehn Stück Leben lebender Waare ärmer. Nach Quaffi hätte gern den furchtbaren Sprung, der seinem Leben ein Ende gemacht, gemacht, wenn er sich nur seinem angebeteten Genossen, dem ehemaligen Negerfürsten, hätte verabschieden machen können. Aber dieser blinde Herr war sich hin und schien gänzlich um seinen Verstand gekommen zu sein. Der Capitän

höchste ihm mit nichtswürdigen Worten, schlug ihn auch, um, wie er sagte, ihn aufzuklären. Der Wundarzt aber, der herantretend, erklärte schon nach flüchtiger Untersuchung, daß bei dem unglücklichen Negerfürsten ein typhöses Fieber im Anzuge sei.

Schreden ergriff jetzt den Sklavenshändler, er ließ Quaffi sofort von dem unglücklichen, halb demüthigten Mann ab und an einen anderen Neger anschließen. Wenige Augenblicke später schied dann die Neger, wie er ihm ehemals Hülftling lebend über Bord geworfen wurde und unmittelbar darauf in den Wogen versank. Diese Maßregel sollte verhindern, daß eine Seuche an Bord des Schiffes ausbreche, und schonungslos mußte daher jeder einer Krankheit Verdächtige in's Meer gestürzt werden.

Das Wetter blieb schön, und das Loos der Gefangenen wurde einigermaßen erträglich. Sie wurden täglich mehrere Stunden auf's Verdeck gebracht und man zwang sie, nach einer Weile zu tanzen, damit sie sich etwas Bewegung machten. Diejenigen, welche am Tage nicht theilnehmen wollten, wurden durch furchterliche Hiebe zu dem „Verzagen“ gezwungen. Die Nahrung der unglücklichen war eine ihnen durchaus ungehörige. Sie erhielten eine Mischung von Reis und Mais, vermischt mit Pflanzwurzeln. Damit der Gesundheitszustand einigermaßen erhalten bliebe, wurde dieses Fleisch mit Del, ausgegossen. Viele der Neger wurden erkrankt, und fast täglich wurden Morgens Tode aus dem unteren Raum heraufgeholt. Ihr Tod hatte für die unglücklichen Gefangenen wenigstens den Vortheil, daß mehr Platz für die Ueberlebenden wurde, der es ihnen gestattete, sich auf ihrem Lager hin und wieder auch einmal umzunenden, soweit dies die Fesseln erlaubten.

Ein kleiner Theil der Gefangenen aber weigerte sich, Nahrung zu nehmen, weil er vorzog, lieber den Hungertod zu sterben, als lebend in die Sklaverei zu kommen. Zu diesen herbeiführenden Naturen gehörte auch Quaffi, und er glaubte, willenshaft genug zu sein, um den Capitän um die Freiheit seiner Nichtswürdigkeit und Bosheit zu bringen. Er hoffte bestimmt, auf der Ueberfahrt sich zu Tode zu hungern. Aber insofern er wie jene gleichmüthigen Genossen die Gabeln und Graften der Sklavenshändler und der Matrosen der Sklavenshändler viel zu wenig. Es wurde mit der peiniglichen Sorgfalt darauf geachtet, daß die Sklaven auch mäßig aßen, weil man die Absicht des Selbstmordes sehr genau kannte. Diejenigen Sklaven, welche die Annahme von Essen verweigerten, wurden daher zuerst in der entsetzlichen Weise mißhandelt und, wenn das nichts half, brachte man andere Maßregeln gegen sie in Anwendung. Es wurden ihnen mit Dreieisen die Zähne aufgebroschen, und das Essen in den Mund hineingehämmert, ja, man legte ihnen glühende Kohlen auf das Gesicht, und wenn sie der furchtbaren Schmerz zum Schreien zwang und sie den Mund öffneten, so benutzte man die Gelegenheit, um ihnen Instrumente einzuschneiden, durch welche man ihnen die Speisen mit Gewalt hineingewaltsamte. Auch Quaffi wurde auf diese Weise gezwungen, Nahrung zu sich zu nehmen.

Nach einer Ueberfahrt von sechs Wochen landete er mit dreihundertzwanzig unglücklichen Genossen, die von fünfshundert übrig geblieben waren, an der Ostküste von Südamerika in französisch-Guayana. Jener des Landstrichs, heute unter dem Namen Cayenne als französisches Verbrechercolonie und Deportationsstation bekannt, befand sich damals in noch traurigeren Verhältnissen, als heute. Es gab dort kaum Anstalten, sondern nur eine französische Besatzung. Die aber kaufte zur Completierung ihrer Mannschaft dem französischen Sklavenshändler einige Mann ab, und Quaffi wurde ebenfalls erhandelt und zum Trommel schläger in der französischen Armee gemacht. Er hatte damit eigentlich noch einen Glückswahl erlebt, denn trotz rauer Behandlung, und trotzdem ihm, der ja der Sprache unzulänglich war, in nächstfolgender Weile zum Soldaten beibrachte, hatte er es doch besser, als die Matrosen seiner Genossen, mit denen der Capitän weiter segelte, um sie in Holländisch- und Englisch-Guayana zu verkaufen.

Im Jahre 1712 machten die Franzosen einen Einfall in Holländisch-Guayana, welche indeß von den niederländischen Truppen tapfer zurückgeschlagen wurde. Die Holländer machten zahlreiche Gefangenheiten, unter ihnen den Trommel schläger Quaffi, der sofort an einen Planzer als Arbeitsflave verkauft wurde. Jetzt begann für den unglücklichen die schlimmste Zeit seines Lebens, denn die Behandlung, welche die holländischen Planzer ihren Sklaven zu Theil werden ließen, war eine unmensliche. Wegen der geringen Vergehen gab es die härtesten Strafen; Männer und Weiber wurden geprügelt bis auf's Blut und oft gemartert, und so war es kein Wunder, daß sie zu Hunderten in die Wälder entflohen und sich zu Wäldern zusammenliefen, gegen welche die holländische Regierung fortwährend Truppen auswichen mußte. Diese Wälder vereinigte sich später zu einem ganzen Heere und verursachten einen Krieg, in welchem sie jahrelang Sieger blieben, und der erst durch Ueberduldungen mit ihnen beendet werden konnte, nach denen es ihnen gestattet war, einen eigenen Freistaat zu bilden.

Quaffi ging nicht mit in die Wälder, denn er erwiderte bald, daß er das Mittel besaß, sich die Freiheit zu verschaffen, indem er von seinen alten afrikanischen Rauberkünsten bei seinen Wäldern Gebrauch machte. Er verkaufte Amuletten, welche gegen Tod und Krankheiten vortheilhafte Dienste leisten sollten, und die Neger, welche an dergleichen Wäldern mit Leidenhaft gingen, kamen mit Erlaubnis ihrer Herren meistens her zu Quaffi, um von ihm Amuletten zu kaufen. Dieselben bestanden aus Muscheln, Fischgräten, Holz und Steinschindeln, welche von Quaffi besonders gemacht worden waren. Die Herren der Neger sahen dieses abergläubische Treiben sehr gern, denn sie verwendeten die

Sklaven gegen ihre früheren Landsteuere, gegen die flüchtigen Neger; und diejenigen Sklaven, die sich im Besitze von Amuletten befanden, waren auch die tapfersten Soldaten. Sie fürchteten eben den Tod nicht, da sie sich durch das Amulettenmittel für unsterblich hielten.

Quaffi erwarb sich durch den Verkauf dieser Amuletten so viel Vermögen, daß er bei seinem Herrn den Antrag stellen konnte, ihn gegen Zahlung der Kaufsumme, die jener für ihn bezahlt hat, freizulassen. Quaffi's Herr war aber zu habgierig, um einen so werthvollen Sklaven für die Rückzahlung des gewöhnlichen Kaufpreises freizugeben. Er stellte eine so ungeheuerliche Forderung, daß Quaffi wohl daran verweilte, mußte, sich niemals durch Freikaufen aus der Sklaverei zu bringen. Schon wollte er ebenfalls zur Gewalt seine Zustimmung nehmen, da verhalf ihm eine eigenhändige Schicksalswendung auf friedlichen Wege zur Freiheit, ja zu Ruhm und Ansehen.

In jenen Colonien herrschte, wie noch heute, das Fieber in der furchterlichsten Weise, nur gab es damals noch gar kein Arzneimittel gegen diese Plage, wie wir es jetzt in dem Chinin besitzen. Auch der Herr Quaffi erkrankte an Fieber und war dem Tode nahe. Er wurde jedoch durch Quaffi, der ihm eine pulverisirte Wurzel eingab, gerettet. In der nächsten Zeit nun drehte Quaffi Hunderte von Fieberkranken von ihrem Leben, denn es war ihm gelungen, jene Wurzel zu entdecken, die bis zur Aufklärung des Chinins als eines der wirksamsten Fiebermittel galt, jene in Südamerika wachsende Wurzel aus der Familie der Winterpflanzen, welche nach Quaffi den Namen Quaffi erhielt und bis heute noch unter diesem Namen bekannt ist, wenn sie auch jetzt in der Medicin seltener Verwendung findet.

Damals war aber die Entdeckung der Heilmittel so außerordentlich wichtig, daß die ganze Colonie, ja selbst aus Europa her, bestand, insofern man das ziemlich hohe Fieber für Quaffi bezahlte, welches sein Herr für ihn forsbere.

Quaffi wurde frei. Er erhielt nicht nur von Brimant, sondern auch von der Regierung Geschenke an Land und Geld, und sein Ruhm brang bis nach Holland, wo man Quaffi persönlich kennen zu lernen wünschte. Auf Kosten der Regierung wurde er nach dem europäischen Vaterlande geschickt und der ehemalige Negerflave wurde in Europa gefeiert wie ein großer Gelehrter. Hatte doch Quaffi, der unsterbliche Botaniker, eine eigene Abhandlung über die Quaffi-Wurzel geschrieben und deren Entdeckung durch den Negerflaven veröffentlicht. Empfangen wurde er sogar der Ehrenbürger von Holland wiederholt den ehemaligen Sklaven bei sich als Gast und überhäufte ihn mit Geschenken und Ehrenbezeugungen!

Aber Quaffi vergaß in diesem Glanz nicht seiner armen und elenden ehemaligen Genossen. In solch glänzenden Farben schilderte er dem Erbstatthalter von Holland die Leiden und die Noth der Sklaven, mit solcher Energie wüthete er für die Rechte der armen, geknechteten Menschen zu sprechen, daß er das Herz des edlen Fürsten rührte, und dieser auf Quaffi's Bitten für die Colonie Guayana ein Gesetz erließ, wonach alle Sklaven sechs Monate, nachdem sie den holländischen Boden betreten hatten, ohne Weiteres frei wurden. Natürlich bedeutete dieses Gesetz nichts Anderes, als die Aufhebung der Sklaverei in Guayana, und trotzdem sich die Planzer und holländischen Kaufleute gegen dieses Gesetz mit aller Macht sträubten, wurde es doch von der holländischen Regierung mit aller Energie durchgeführt, denn es trug sehr viel dazu bei, jene furchtbaren Negeraufstände zu beenden, welche seit Jahren der holländischen Regierung so viel Mannschaften und Geld gekostet hatten.

Natürlich aber wurde Quaffi als der Befreier seines Volkes von den Negeren in einer Weise gefeiert, wie er es wohl selbst in seinem Leben nicht geahnt hatte. Man erwiderte ihm die höchste Verehrung, und mit Soli konnte er auf seine Folge zurücksehen. Er, der ehemalige elende Negerflave, war der Befreier von Tausenden seiner Genossen geworden! — Das Schicksal, das dem unglücklichen Quaffi wohl wollte, schickte ihm auch ein ausnahmeweises langes Leben. Quaffi wurde über hundert Jahre alt und starb als wohlhabender Planzer am Ende des 18. Jahrhunderts in Holländisch-Guayana, das er im Anfang des Jahrhunderts als französischer Sklave und Trommel schläger betreten hatte.

Herr Drähmich war tagelicher Stammgast einer Bierbude in Berlin D. Der Kellerer Fritz, an dessen Tisch er stets Platz nahm, in seinem Conto als „sichere Einnahme“ auf. Drähmich war auch schon so an den aufmerksamen Kellerer gewöhnt, daß sein Erlaunen nicht gering war, als ihm eines Tages ein anderer Kellerer das Bier brachte. Fritz war anwesend, aber beim Erblicken seines treuen Stammgastes brühte er sich schon in eine Eck. „Na, wo steht denn der Fritz heute!“ fragte Drähmich verwundert. „Der ist da, aber darf Sie nicht mehr besuchen“, erklärte der Kellerer. „Scheu Sie, wie haben neulich miteinander jehobst ein Heide verlor alles Geld. Und wie er kein Geld mehr hatte, da knoselten wir die Stammgäste aus. Und da hatte ich das Glück Ihnen zu gewinnen. Herr Drähmich!“

„Ungeheures Leid“, Fremder (auf der Gasse zu einem weinenden kleinen Knaben): „Warum weinst Du denn so sehr, Junge?“ — Knabe: „Meine Mutter hat mir Schläge gegeben!“ — Fremder: „Nun, es wird wohl nicht so arg gewesen sein!“ — Knabe: „Das nicht — aber mit hat sie Schläge gegeben, und meinem Bruder keine.“

Drähmich (zum Arzt): „Mir geht's überal! Catarrh, Husten und reizen thut's mich in allen Gliedern!“ — Arzt: „Da brauchen Sie sich gar nichts daraus zu machen, der Zustand ist ganz normal. Aber jetzt bei der Witterung nicht krank ist, der ist nicht gesund!“

### Moppel auf Reisen.

Von Maximilian Bräumer.

Der Herr Rentier Wimmler fährt von Berlin nach Cottbus zum Besuch seiner Tochter. Natürlich nimmt er auch Moppel mit, der ihn stets begleitet.



Nun müßte Moppel eigentlich in's Hundecoups, aber da sich Wimmler von ihm nicht trennen kann, so verbringt er ihn unter seinem großen Reisemantel und nimmt ihn mit sich in das Coups III. Klasse. Von den Mitreisenden ist kein Protest über Verrath zu besorgen, denn Moppel ist ein feines und artiges Thierchen, das Niemand belästigt.

Moppel sitzt auch ganz ruhig und still unter dem großen Mantel. Wie aber plötzlich die Thüre aufgerissen wird und der Schaffner herantreten, um die Billets zu coupiren, schlägt das moche Moppel an! Der Beamte sieht verzweifelt nach dem Mantel, schaut und prüfend an. Da der Rentier jedoch keine Miene verrät, so glaubt der Mann, daß er sich getäuscht habe.



„Wau, wau!“ erlöst es wieder. Die Töne müssen unter dem Mantel des Passagiers herkommen, dieses Mal war es ganz genau zu hören. Der Schaffner sagt den Mantel sofort in's Auge, aber nichts regt sich darunter. Er starrt also wieder Herrn Wimmler an, wundert an, auf dessen Lippen ein verweiltes Lächeln erscheint. Aber der Schaffner deutet dieses Lächeln falsch, er glaubt das Lächeln Lösung gefunden zu haben.

„Nun, das haben Sie aber gut gemacht“, sagt er schmunzelnd zu Wimmeler. „Ich habe zuerst wahrhaftig geglaubt, Sie hätten einen kleinen Hund unter dem Mantel. Wie Sie aber gut Waagreden können!“

Der Schaffner lacht, die Passagiere lachen und auch Herr Wimmeler zwingt sich zu einem vergnügten Grimas.

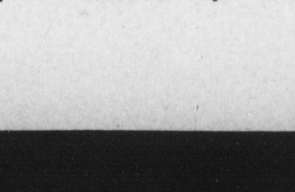


„Wau, wau!“ bellt Moppel. „Donnerwetter, das ist so natürlich!“ ruft der Schaffner. „Jetzt hab' ich aber bewegt gesehen, wie Sie dabei den Mund bewegt haben, vorher hab' ich's nicht gewerkt!“

Der Rentier, der mit einem Schläge die Situation erkannt hat, spielt nämlich seine Rolle so geschickt, daß er, sobald Moppel bellt, die Kinnladen tadelmäßig bewegt.

„Gott sei Dank!“ sagt er, als der Schaffner sich entfernt hat. „Das ist noch gut abgelaufen.“

Aber er hat seine Rechnung ohne die Rechnung der Menschen gemacht. Auf der nächsten Station bringt der Schaffner einen Kollegen, dem er von dem ipsohasten Passagier erzählt hat, mit in das Coups.



Was soll Wimmler thun? Moppel ist unter dem Mantel glücklich eingeschlossen und bellt nicht mehr. Folglich muß Herr Wimmeler ihn vertreiben und kellen. Die Schaffner lachen, daß ihnen die Rentier über die Bude, laufen und der Rentier bellt und brüllt, daß er beinahe den Kinnbackenknack bekommt.



Die Beamten entziehen sich endlich mit vielen Dank für den Gemüth.

Herr Wimmeler atmet auf, als der Zug an der letzten Station vor Cottbus hält. Da steigt plötzlich der Schaffner mit dem Kufführer in das Coups. Der Kufführer ist ein alter Herr mit einem roten, jorischen Gesicht.

„Allo Sie sind der Kaufmännlicher, von dem mir der Schaffner erzählt hat!“ ruft er dem Rentier freundlich an.

Der „Vaudreyer“ wartet erst gar keine Einladung zu einer Kunstprobe ab. Er höst ein so wütendes, heftiges Gebell aus, daß der Zugführer erschreckt zurückweicht. Aber auch Moppel wird dadurch aufgemerkt, er mittelt die Concurrenz und stimmt während in das Gebell ein. Herr und Hund kellen um die Weite, jeder sucht den anderen zu überbieten.

„Herjeles, jetzt macht er gar zwei Hunde mit einem Baus!“ ruft der Schaffner und reißt vor Verwunderung W und Augen auf.

Da verlegt Herr Wimmeler die Zunge, er kann nicht mehr bellen — nur noch ein heftiges Grunzen, dann bellt Moppel allein. Und dann merkt das Moppel Thier, daß es die Concurrenz geschlagen hat, als es im Siegestaumel alle Manier vergißt und aus dem Mantel hervor auf den Schooß seines Herrn springt.

Der Rentier ist Schweigen, Herr Wimmeler kann kein Wort mehr herausbringen, er hat sich total heifer gebellt. Der Zugführer lacht, der Schaffner lacht und Moppel wird in's Hundecoups gesteckt.

„Behut Dich Gott!“ ruft er schaukelnd zu Moppel.

„Behut Dich Gott!“ ruft er schaukelnd zu Moppel.

„Behut Dich Gott!“ ruft er schaukelnd zu Moppel.

„Behut Dich Gott!“ ruft er schaukelnd zu Moppel.

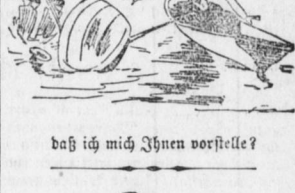
„Behut Dich Gott!“ ruft er schaukelnd zu Moppel.

„Behut Dich Gott!“ ruft er schaukelnd zu Moppel.

### Wenn man Bekanntschaften auf dem Wasser macht.



Gestatten Sie, gnädiges Fräulein,



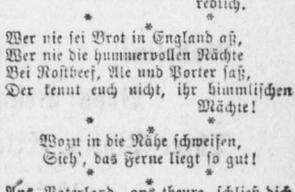
„Behut Dich Gott!“ ruft er schaukelnd zu Moppel.



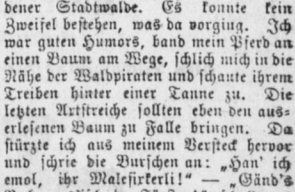
„Behut Dich Gott!“ ruft er schaukelnd zu Moppel.



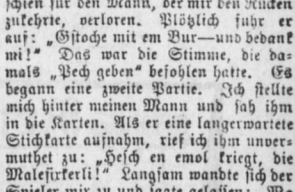
„Behut Dich Gott!“ ruft er schaukelnd zu Moppel.



„Behut Dich Gott!“ ruft er schaukelnd zu Moppel.



„Behut Dich Gott!“ ruft er schaukelnd zu Moppel.



„Behut Dich Gott!“ ruft er schaukelnd zu Moppel.

„Behut Dich Gott!“ ruft er schaukelnd zu Moppel.

Classische Weisheit Boulangers's. Bleibe im Auslande und nähre Dich redlich. Wer nie sei Buro in England ob, Wer nie die unvorstellbar Rächte Dei Rathgeber, Me und Forter sah, Der kennt auch nicht, ihr himmlischen Mädel! Wo in die Nähe schmeifen, Sich, das ferne Liegt so gut! Uns Vaterland, ans Heur, schließ dich teilgenüßig an. — Aus dem gemüthlichen Schwanenlande erzählt ein Arzt folgende seiner „Nachiparis“ entstammende Geschichte: Es war in einer fernliegenden kalten Nacht. Ich setzte mich nach einer Weile zu Pferde von einem ausdauernden Beschützer zurück. In der Nähe der „Sonnensalbe“ hörte ich Artzschläge aus dem Wälder Schattwald. Es konnte kein Zweifel bestehen, was da vorging. Ich war guten Humors, doch mein Pferd an einem Baum am Wege, schlich mich in die Nähe der Waldpartien und schaute ihrem Treiben hinter einer Tanne zu. Die letzten Artzschläge sollten eben den auserlesenen Baum zu Falle bringen. Da stürzte ich aus meinem Versteck hervor und schrie die Wälder an: „Dan' ich emol, ihr Malefizler!“ — „Gänb's Wech — s'ich die Föhrer!“ — Ichalte es jurisch. Als ob der Blitz unter sie gefahren wäre, stob die Gesellschaft aus einander. Eine Art war zurückgeblieben; ich nahm sie als Trophäe mit und ritt nach Hause. So schnell hatte sich die ganze Scene abgepielt, daß ich keinen der „Holzer“ erkennen konnte. — Jahre vergingen. Da traf ich eines Nachmittags im „Ader“ zu B. eine Gesellschaft von Kortenpielern. Die Partie schien für den Mann, der mit den Händen zupferie, verloren. Blötzlich fuhr er auf: „Ghodie mit em Bur — und bebant mit!“ — „Das war die Stimme, die damals „Wech gegen“ besessen hatte. Es begann eine zweite Partie. Ich sollte mich hinter meinen Mann und sah ihm in die Karten. Als er sich nach einer Weile die Karte aufnahm, rief ich ihm unversetzt zu: „Wech an emol, trigt, die Malefizler!“ Langsam wandte sich der Spieler mir zu und sagte gelassen: „Was ich mei Art?“ — „Schwaches Gedächtniß.“ — „A.“ — „Du, Paul, was man denn das heute Morgen für ein Spectacle in Gurer Wohnung?“ — „D.“ — „Spectacle? Weißt nichts davon!... Doch halt, da fällt mir ein... wenn ich nicht irre, hat mir ja meine Frau im Streit das Kavour an den Kopf geworfen.“